

Leseprobe aus:

Horst Evers

Der König von Berlin



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Horst Evers, geboren 1967 in der Nähe von Diepholz in Niedersachsen, studierte Germanistik und Publizistik in Berlin. Er jobbte als Taxifahrer und Eilzusteller bei der Post und gründete 1990 zusammen mit Freunden die Textleseshow «Dr. Seltsams Frühschoppen». Horst Evers ist mehrfach preisgekrönt, u.a. erhielt er den Deutschen Kabarettpreis und den Deutschen Kleinkunstpreis. Seine Erzählbände «Die Welt ist nicht immer Freitag», «Gefühltes Wissen», «Mein Leben als Suchmaschine» und «Für Eile fehlt mir die Zeit» sind Bestseller. Horst Evers lebt mit seiner Familie in Berlin.

Horst Evers

Der König von Berlin

Kriminalroman

Rowohlt

Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2014
Copyright © 2012 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von Frank Ortmann
(Umschlagabbildung: Hans Baltzer, Berlin)
Satz aus der Minion Pro, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25952 4

Für Jürgen

Erster Tag

Die Leiche lag mitten im Sandkasten.

Kein Wunder, dass die Frau am Telefon so laut gewesen war. Lucy, ihre fünfjährige Tochter, war wohl nach dem Frühstück zum Spielen in den Hof, hatte die Schutzplane vom Sandkasten gezogen und den leblosen Körper entdeckt. Andere Kinder hätten die Leiche womöglich zuerst erforscht, sich die Augen angeschaut, gefühlt, wie kalt und schwer sie ist, ob hart oder weich. Aber so war Lucy nicht. Lucy war eher eines dieser «Ich-laufe-am-besten-mal-rot-an-und-schreie-dann-so-laut-ich-kann»-Kinder. Und Lucy konnte sehr laut schreien. Auch schrill und hoch. Gerade noch so in den Grenzen des menschlichen Wahrnehmungsvermögens. Lucy wusste, wie gut sie schreien konnte. Es strengte sie nicht an, es machte ihr Freude, gab ihr das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Das ist natürlich ein kostbares Gut bei einem Kind. Einmal, im Flugzeug, war es ihr sogar gelungen, so lange und eindrucksvoll zu schreien, bis sie zur Belohnung den Piloten im Cockpit besuchen durfte. Daher war die Frau so laut gewesen, wenngleich sie routiniert im Übertönen ihres Kindes schien, wie manche Bauarbeiter, die auch die Fähigkeit entwickelt haben, in unmittelbarer Nähe des Presslufthammers zu telefonieren.

Toni Karhan tippte mit dem Fuß gegen die Leiche. Der mittelgroße, schwarzhaarige, schlanke, aber kräftige Mann

im unauffällig-eleganten Anzug wusste, was er tat. Er war einer der Besten, vielleicht sogar der Allerbeste in seinem Fach. Er hatte noch beim Alten gelernt. Beim großen Alten. Der hatte ihm alle Tricks beigebracht. Alle Tricks, doch nicht alles, was er wusste.

Toni konnte mit seiner Fußspitze mehr über eine Leiche erfahren als andere mit einem ganzen Labor. Er trat noch mal leicht gegen den leblosen Körper. «Ist seit höchstens vierundzwanzig Stunden tot. Vergiftet.»

Frau Kreutzer, Lucys Mutter, lachte verächtlich: «Na, ganz toll. Vergiftet. Das hätte ich mir vielleicht auch noch gerade so zusammenreimen können. Glückwunsch!»

Georg Wolters nahm Toni zur Seite. «Vierundzwanzig Stunden? Bist du dir da wirklich sicher? Ich meine, die sieht doch schon ziemlich aufgedunsen und fertig aus.»

«Ganz sicher.»

«Also, ich hätte gedacht, die liegt länger. Und das kriegst du raus, indem du nur einmal kurz mit dem Fuß dagegengippst? Wahnsinn.»

Toni schaute ihn ausdruckslos an. «Gewicht, Geräusch, Konsistenz. Das alles sagt viel über Todesursache und Todeszeitpunkt. Aber ganz sicher, dass sie hier nicht länger liegt als einen Tag, ich bin, weil ich habe gefragt Kind, wann es zuletzt hat gespielt in Sandkasten.» Die Einweghandschuhe schnalzten, als Toni sie gegen ihren ausdrücklichen Widerstand über seine Hände zubbelte. Dann holte er einen Schraubenzieher aus der Tasche, beugte sich hinunter und untersuchte das Gebiss.

Georg war unzufrieden. «Aber warum ist das Biest denn schon so verrottet nach höchstens vierundzwanzig Stunden?»

Toni strich vorsichtig über das Fell. «War schlimmes Gift. Nicht gut.»

Toni war in sein eigentliches, binäres Sprachsystem zurückgekehrt. Im Prinzip konnte er damit alles bewältigen, was an notwendiger Meinungsäußerung anfiel. Was für einen Computer die 1 und die 0 war, war für Toni «gut» und «nicht gut». Wobei er einen großen, einen gewaltigen Vorteil gegenüber Computern besaß. Er hatte noch eine dritte Option: die vielgenutzte Möglichkeit des «ist egal». Sie schenkte ihm ungeheure Freiheit. Wahrscheinlich ist es genau diese Freiheit, sich nicht permanent zwischen 1 und 0 entscheiden zu müssen, sondern Dinge egal finden zu können, die den Unterschied zwischen Mensch und Maschine, vielleicht sogar das Wunder des Lebens selbst ausmacht.

Ansonsten war Tonis spärliches Ausreizen seiner sprachlichen Möglichkeiten einem pragmatischen Beschluss geschuldet. Eigentlich war sein Deutsch exzellent. In seiner Familie und seiner Heimatstadt Breslau war häufig Deutsch gesprochen worden. Als er vor zehn Jahren zum Studium nach Berlin kam, perfektionierte er es, indem er zahllose Bücher las. Während das Lesen ihm bis heute große Freude bereitet, konnte er sich für das Sprechen nie so richtig begeistern. Im Gegenteil, sein aus Romanen und Dramen erworbener Wortschatz und Satzbau haben die Menschen in Berlin immer mehr irritiert, als dass sie ihm Vorteile verschafft hätten. Als er dann sein Talent als Kammerjäger entdeckte, wurde ihm schnell klar, wie außerordentlich dienlich es seinem Status und seinen Karrierechancen war, als geheimnisvolles osteuropäisches Ungezieferbekämpfungsgenie mit apartem Akzent und karger Syntax aufzutreten. Ein unsicherer Ex-Student, der sich mit perfektem Deutsch

und gewählter Ausdrucksweise anzubiedern versuchte, hätte davon nur träumen können. Er sprach nur das Allernötigste, unbeholfen und gebrochen, zugleich aber würdevoll und mysteriös. Georg bewunderte seinen polnischen Kammerjägerlehrmeister dafür, wie er nach Belieben zwischen den Sprachcodes hin- und herzuschalten vermochte. Wenn sie zu zweit im Wagen oder im Büro saßen, redete Toni normal und fließend. Nur im Kundengespräch nutzte er seine ost-europäische Kunstsprache mitsamt dem binären Gut-Nicht-gut-System, ergänzt durch das raffinierte «Ist egal».

Lucys Mutter hatte sich mittlerweile wieder gefangen. Weniger wütend war sie deshalb aber noch lange nicht. Nachdem sie ihre Tochter hoch in die Wohnung geschickt hatte, fuhr sie Toni an: «Die Ratte ist vergiftet worden? Was wollen Sie eigentlich damit sagen? Heißt das, irgendjemand hat in unserem Innenhof einfach mal Gift ausgelegt?»

Georg versuchte, sie zu beruhigen. «Das muss nicht hier im Hof gewesen sein. Das kann auch von einem Hof zwei, drei, vier, fünf Häuser weiter kommen. Wahrscheinlich haben die Ratten ein unterirdisches Tunnelsystem angelegt, das mehrere Höfe miteinander verbindet.»

«Unterirdisches Tunnelsystem? Na großartig! Und was macht das für einen Unterschied? Hier spielen überall Kinder. In allen Höfen! Da kann man doch nicht einfach ein paar Kilo Gift verteilen! Hallo? Geht's noch?»

Die Frau hatte sich jetzt ordentlich in Rage geredet. Georg hätte ihr gern gesagt, wie unerhört attraktiv er sie in ihrer Wut fand. Die aufgerissenen Augen, die Zornesröte, dazu die roten gelockten Haare, der zierliche, aber vor Energie nur so strotzende Körper, das gefiel ihm schon sehr. Dennoch entschied er sich für eine professionelle Antwort. «Die Leute

sind verunsichert. Die vielen Ratten in diesem Jahr, an allen Ecken kommen sie an die Oberfläche. Da bleibt es nicht aus, dass der ein oder andere in Panik gerät und unüberlegte, dumme Sachen macht.»

«Ja, aber das kann es ja wohl nicht sein: in der ganzen Stadt Gift auszukippen!»

Nun mischte sich auch Toni ein. «Natürlich nicht. Wenn hier jeder Amateur verstreut Gift, wie und wo er will, ist nicht gut.»

Lucys Mutter riss theatralisch die Hände in die Luft und ließ sie dann auf ihre Oberschenkel klatschen. Zu Georgs Freude schienen nun auch ihre Ohren vor Wut zu glühen.

«Natürlich», sie blies Toni die Worte ins Gesicht, «natürlich ist das nicht gut für Sie, wenn hier Amateure Gift streuen! Schließlich wollen Sie das ja tun! Sie, die Profis! Und sich das teuer bezahlen lassen!»

Toni schaute sie ernst an. «Wir tun, was wir tun müssen. Seriös. Professionell. Verantwortungsbewusst. Steht so auch auf Homepage: www.die-anderen-haustiere.de. Bezahlen muss sowieso Hausverwaltung. Dürfen die gar nicht ablehnen. Aber wenn Sie nicht wollen Gift, wir können die Ratten auch bekämpfen biologisch, ganz natürlich, ist gut.»

«Was?» Man konnte die Verblüffung seiner Kontrahentin nicht überhören. Damit hatte Toni sie offensichtlich aus dem Tritt gebracht. «Ganz natürlich? Ich meine, biologisch? Das können Sie wirklich? Ohne Gift?»

«Ja, ist zwar etwas teurer, aber ist möglich. Ganz biologisch, ohne Gift. Ist egal.»

«Ach so», die Stimme von Lucys Mutter beruhigte sich, die Gesichtsmuskeln steuerten fast schon auf ein Lächeln zu, «entschuldigen Sie, das wusste ich nicht. Und das funktio-

niert bestimmt? Also, die Ratten werden sicher verschwinden?»

«Garantiert. Ist gut, bisschen teurer, aber gut.»

«Ach, ich denke, das wird die Verwaltung schon zahlen, bei den ganzen Kindern hier. Das müssen die doch auch einsehen. Wie genau funktioniert diese biologische Bekämpfung denn?»

Tonis Miene wurde noch ernster. «Mit Schlangen.»

«Was?»

«Schlangen. Wir setzen hier fünfzehn bis zwanzig Schlangen aus, die fressen Ratten. Dann ist gut.»

«Ach. Und was wird dann mit den Schlangen?»

«Krokodile. Beste biologische Bekämpfung von Schlangen sind Krokodile, aber dafür müssten wir dann hier in den Hinterhöfen anlegen Sumpf. Würde vermutlich teuer. Muss man sehen, was sagt Hausverwaltung. Ist egal.»

Mit Freude registrierte Georg, wie die Zornesröte ins Gesicht von Lucys Mutter zurückkehrte. Eigentlich hatte er diese Aushilfsstelle als Kammerjäger ja angenommen, weil ihm vor Jahren mal irgendjemand erzählt hatte, was für gute Karten Kammerjäger bei Frauen hätten. Die Frauen seien aufgewühlt wegen der Gefahr durch Ratten, Insekten oder sonstiges Ungeziefer, und der Kammerjäger erschiene ihnen wie eine Art Held oder Retter. Die Mischung aus emotionaler Ausnahmesituation, Dankbarkeit und Bewunderung gäbe den Frauen nicht selten etwas Flatterhaftes, sodass für einen erfahrenen Kammerjäger, Interesse vorausgesetzt, alles Weitere also mehr oder weniger Routine sei ... Lauter so Zeug war in seinem Kopf gewesen, aber die bisherigen sechs Monate in diesem Beruf hatten Georg dann doch gelehrt, dass die erotische Anziehungskraft von Kam-

merjägern wohl nicht mehr als ein moderner oder uralter Mythos war.

Der Beruf des Kammerjägers schien ohnehin voller Mythen und Geheimnisse zu stecken. Max, einer der beiden Söhne des Alten, hatte ihn in diese Geheimnisse eingeführt. Georg hatte nicht schlecht gestaunt, als ihm der Juniorchef höchstpersönlich mitteilte, sie würden jetzt als Erstes losziehen und vernünftige Arbeitskleidung besorgen. Denn das sei mit das Wichtigste. Noch mehr wunderte er sich, als sie dann nicht zu irgendeinem Kammerjägerausstattungs-Spezialgeschäft fuhren oder wenigstens zu John Glet, der ersten Adresse für Arbeitskleidung in Berlin, sondern zu Peek & Cloppenburg am Tauentzien, um ihm dort drei elegante, aber unauffällige Anzüge in Dunkelgrau, Hellgrau und Blaugrau zu kaufen. Dazu eine Reihe Businesshemden, die man im Sommer ruhig einmal ohne Jackett tragen konnte. An diesem Tag lernte Georg, dass die wichtigste Eigenschaft eines Kammerjägers Unauffälligkeit ist. Niemand möchte, dass alle Nachbarn es mitbekommen, wenn ein Kammerjägerfahrzeug vor der Tür steht. Daher waren sämtliche Dienstfahrzeuge auch unauffällige Mittelklassewagen ohne jeden Hinweis auf die Firma.

«Gut zehn Millionen Ratten gibt es im Großraum Berlin», hatte der Juniorchef ihm erklärt. «Dazu noch jede Menge andere Nager, die zum Teil mit den Wanderratten, der einzigen echten Rattenart, die in der Stadt vorkommt, verwechselt werden. Wegen Insekten, Ungeziefer oder Schädlingen werden wir natürlich auch gerufen. Ein gigantischer Markt, auf dem sich mehr als sechzig Firmen tummeln, die tagtäglich rund um die Uhr im Einsatz sind. Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass Sie trotzdem niemals ein Kammerjägerfahr-

zeug in der Stadt sehen? Alles andere – Feuerwehr, Krankenwagen, Klempner, Elektriker, Baufirmen – sieht man. Aber Kammerjäger nie. Und warum? Weil sie unsichtbar bleiben wollen. Niemand möchte sie vor dem Haus stehen haben. Deshalb darf nichts, weder das Fahrzeug noch die Kleidung, noch die Ausrüstung, den Kammerjäger verraten. Manchmal, wenn in amerikanischen Filmen Kammerjäger, oft Ex-Militärs mit sadistischer Lust am Töten, Geländefahrzeuge mit großen Leuchtkakerlaken obendrauf haben oder Kanister voller Gift, das sie mit Pump-Guns versprühen, könnte ich mich bekleckern vor Lachen. Nichts könnte weiter weg von der Wirklichkeit sein. Mein Vater», hatte der Juniorchef seine Einführung damals beendet, «mein Vater sagte immer: Ein guter Kammerjäger kommt immer wie ein Pornoheft, also im neutralen Schutzumschlag.» Dann hatte er gelacht, bevor er Georg noch zweifelhafte Komplimente machte. Georg sei perfekt geeignet für den Kammerjägerberuf, weil er schon von Natur aus so unauffällig sei, mittelgroß, mittelschwer, mittelhoch, mittelsportlich, das Haar mittelblond und mittelschütter.

Toni, der mit Georgs fachlicher Ausbildung beauftragt wurde, erzählte ihm später, dass der Alte früher immer behauptet hatte, sie seien die eigentlichen «Men in Black». Die große, unsichtbare Geheimorganisation – das seien die Kammerjäger, genau genommen die «Men in Grey», und der ganze Film eine Parabel über sie. Es gehe da, so der Alte, überhaupt nicht um eine geheime Behörde, die außerirdische Aktivitäten auf der Erde kontrolliere, sondern einfach nur um ihren Kammerjägeralltag. Aber den Film von echten Kammerjägern handeln zu lassen, sei politisch-gesellschaftlich schlicht zu brisant gewesen. Eine Einschätzung,

die Georg, nachdem er sich «Men in Black» daraufhin noch einmal angesehen hatte, gar nicht so abwegig fand.

Nun jedoch verspürte er ganz andere Gefühle, eben Frau Kreutzer, Lucys Mutter, betreffend, die ihn auf beinahe animalische Weise anzog. Wie sie wieder die Hände hochriss und auf die Oberschenkel klatschen ließ! Fast, als versuche sie zu fliegen, doch sie hob nicht ab, sondern stampfte, bebend vor Zorn, mit ihren Flipflops durch den Innenhof, stieß dazu unverständliche Wort- und Satzketten aus, wie: «Ohhrr! Nääähhh! Glaubst du nicht! Weheinerlacht! Näährhh!», bis sie plötzlich im Erdboden versank. Ein letzter, ungewöhnlich lauter Schrei, dann war Stille.

Toni, der das Schauspiel ungerührt verfolgt hatte, fand als Erster seine Sprache wieder. Betont sachlich wandte er sich an Georg: «Frau Kreutzer hat entdeckt Tunnelsystem von Ratten. Spart uns Arbeit, ist gut. Aber jetzt Ratten sind gewarnt. Ist egal.»

Die Entdeckerin des Tunnelsystems fand ihre Lage allerdings alles andere als gut. Bis zur Hüfte steckte sie im Boden, zappelte und schimpfte und versuchte, so schnell wie möglich aus dem Rattentunnel herauszukommen. Georg begriff, wie günstig die Gelegenheit war, unauffällig Körperkontakt herzustellen und ein paar Heldenpunkte zu sammeln, rannte zu der erregten Frau und zog sie aus dem Rattenloch. Nur ihre Flipflops blieben im Erdreich gefangen.

Lucy, die alles aus der Wohnung im zweiten Stock verfolgt hatte, riss das Fenster auf und brüllte nach ihrer Mutter. Diese wiederum sprach hektisch, aber auch viel leiser, als Georg erwartet hatte: «Da war was da unten. Irgendwas war da. Ich hab's genau gespürt, da war was an meinem Fuß. Da war was!»

Dann schrie sie zu ihrer Tochter hinauf, sie solle aufhören

zu schreien. Woraufhin die Tochter schrie, sie schreie gar nicht, die Mutter schreie und solle mal damit aufhören, was wiederum die Mutter veranlasste, der Tochter zuzuschreien, sie, die Tochter, würde sehr wohl schreien, was diese natürlich schreiend bestritt.

Toni verfolgte interessiert dieses wie geprobt wirkende Zwiegespräch und überlegte, ob er nicht auch eine Familie gründen solle, bis ihn Georg, der nach den Flipflops grub, zu sich herüberwinkte.

«Schau dir das hier mal an. Da ist tatsächlich was.»

Beim Näherkommen roch Toni, dass es etwas sehr viel Größeres als eine verwesende Ratte sein musste. Ein Flipflop steckte in einem blauen Müllbeutel, den Frau Kreutzer mit ihrem Gestrampel aufgerissen hatte. Georg öffnete den Müllbeutel noch weiter. Was Toni wegen des Geruchs schon vermutet hatte, wurde nun zur Gewissheit. Kurz und präzise fasste er die Situation zusammen: «Nicht gut.»

Es standen bereits reichlich Polizeiwagen vor dem Haus, als Hauptkommissar Carsten Lanner in der Tempelherrenstraße in Kreuzberg eintraf. Hier war es immer schwer, einen Parkplatz zu bekommen, aber jetzt war selbst der Bürgersteig vollgeparkt. Lanner stellte den Wagen am Landwehrkanal ab und lief einige hundert Meter zurück. Auf die zwei Minuten kam es auch nicht mehr an. Außerdem taten ihm die paar Schritte sicher gut. Er hatte wieder ein wenig zugenommen, sodass sein natürliches Hosenbundwohlgefühl nun genau in der Mitte zweier Gürtellöcher lag und er sich jeden Morgen zwischen bequem und ambitioniert ent-

scheiden musste. Wenn er nur noch das bequeme Gürtelloch benutzte, würden Maßnahmen erforderlich werden. Lebensqualität verringernde Maßnahmen, denn dieses Gürtelloch markierte die Grenze zwischen sportlich und vollschlank. Und er hoffte sehr, noch eine Weile sportlich auszusehen, ohne dafür Sport treiben zu müssen.

«Na, guck mal einer an! Unser Dorfsheriff ist ja auch schon da.»

Der kleine dreieckige Mann mit dem großen roten, kurzgeschorenen runden Kopf gackerte vor sich hin. Lanner stöhnte leise. Manfred Kolbe von der Spurensicherung erwartete ihn bereits vor dem Haus. Wenn er denn irgendeine Art von Autorität besessen hätte, Kolbe hätte sie mit Freude untergraben.

«Was hat denn wieder so lange gedauert? Kühe auf der Straße?»

«Nein, Ochsen! Also, genau genommen nur einer, und der versperrt mir erst jetzt den Weg.»

Kolbe brauchte ungefähr eine halbe Sekunde, dann sprang er richtig an. «Boaaarrhh, der war gut. Aber richtig gut. Ich hab's ja immer gesagt. Aus dem Dorfsheriff wird noch was. Hab ich immer gesagt. Manch anderer meinte, der packt das nicht. Also Berlin, das packt der nicht. Ich nenne keine Namen, aber da sind schon einige, die das denken. Doch ich hab immer gesagt, lasst den mal, der hat's faustdick hinter den Ohren, der Dorfsheriff. Das hab ich gesagt.»

Es war ein drolliges Bild. Der kleine, dicke Berliner Brummkreisler Kolbe führte den gut einen Meter achtzig großen, in dieser Minute eher vollschlanken, mittelgescheitelten, braunhaarigen Lanner durch das Vorderhaus in den Innenhof. Wie ein stolzes Kind, das etwas zeigen möchte.